

Tagebücher als Quellen zur Geschichte der Frauen in der Kirche¹

Udo Wennemuth

Tagebücher „dienen der Niederschrift von Alltagsbegebenheiten und Erfahrungen, Empfindungen und Gedanken etc., die mit der Person des Tagebuchführenden in einem [...] Zusammenhang stehen.“² Die Aufzeichnungen folgen einem chronologischen Fortgang, auch wenn nicht notwendiger Weise Kalenderdaten angegeben werden. Die einzelnen Eintragungen erfolgen i.d.R. schubweise und lassen sich daher deutlich voneinander unterscheiden. Typisch für Tagebücher ist ihre „offene Form“, d.h. sie sind prinzipiell nicht abgeschlossen oder können jederzeit wieder aufleben. Ein Bezug einer Eintragung zu früheren Eintragungen muss nicht bestehen. Die aktuellen und konkreten Aufzeichnungen werden oft durch Reflexionen über die beschriebenen Ereignisse ergänzt. Tagebücher weisen typischerweise einen unsystematischen oder fragmentarischen Charakter auf. Doch können durch nachträgliche Überarbeitungen im Zuge einer Reinschrift für eine Öffentlichkeit Bearbeitungen erfolgen, die den ursprünglichen Inhalt erheblich verändern können, wenn etwa späteres Wissen in Urteile und die Darstellung von Zusammenhängen einfließt.

Im Folgenden sollen zwei Tagebücher vorgestellt werden, die von Frauen verfasst wurden, die beide in einem – wenn auch sehr unterschiedlichen – Bezug zur Evangelischen Landeskirche in Baden standen. Diese Tagebücher drängen gewissermaßen die Frage auf, welche Relevanz die Tagebucheintragungen für das Verständnis der Rolle von Frauen in der Landeskirche haben. Das erste Tagebuch stammt von der Karlsruher Künstlerin Clara Faisst und umfasst die Jahre des Ersten Weltkrieges. Das zweite Tagebuch verfasste Gertrud Hammann in der Zeit ihres Aufenthaltes in Gurs im Jahre 1940. Beide Tagebücher befinden sich in den Beständen des Landeskirchlichen Archivs.

Das „Karlsruher Kriegstagebuch“ 1914-1918 von Clara Faisst³

Unter dem Titel „Wie die Kriegsjahre in der Heimat wirkten“ gab die Musikerin und Dichterin Clara Faisst (1872-1948)⁴ ihre „Tagebuchaufzeichnungen und Selbsterleb-

¹ Impulsreferat, gehalten auf dem Studententag der Frauenarbeit in der Evangelischen Landeskirche in Baden am 30. Oktober 2014.

² Friedrich Beck, Eckart Henning (Hgg.), *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, 5., erw. und aktual. Aufl., Köln u.a. 2012, 135f.

³ LKA Bestand 150.041 (Nl Lehmann/Faisst), Nr. 151, künftig zitiert als Tagebuch.



Abb. 44: Clara Faisst in ihrem Musikzimmer (Landeskirchliches Archiv)

nisse“ aus der Kriegszeit wieder. Sie war die Tochter des Garnisonspredigers und Oberkirchenrats Gustav August Faisst (1834-1873) und Schwägerin des Pfarrers Dr. Ernst Lehmann. Sie selbst blieb unverheiratet. Clara Faisst studierte Klavier und Komposition, letzteres in der Meisterklasse von Max Bruch. Ihren Lebensunterhalt verdiente Clara Faisst als Pianistin und vor allem als Klavierlehrerin. Sie unterhielt regen Kontakt zu anderen Künstlern, u.a. zu Hans Thoma. Clara Faisst, die als eine der wenigen Frauen ihrer Zeit berufstätig war, unterstützte u.a. Marie Baum in ihrem Kampf um die Gleichberechtigung der Frauen in der Arbeitswelt.

Das sog. Karlsruher Kriegstagebuch ist wohl unmittelbar nach Kriegsende zusammengestellt worden. Es beruht, wie sie selbst sagte, auf eigenen Tagebuchnotizen und Erinnerungen. Auf 159 mit der Schreibmaschine eng beschriebenen Seiten schildert sie ihre Sicht des Krieges an der „Heimatfront“ in Karlsruhe. Die ursprünglichen handschriftlichen Aufzeichnungen sind teilweise noch vorhanden. Dabei hat sie die Stellen, die sie übernommen bzw. verarbeitet hatte, in der Vorlage ausgestrichen. Es handelt sich also um eine Überarbeitungen der zeitgenössischen Tagebücher, ohne dass jedoch die Unmittelbarkeit der Sprache und Gedanken verloren gegangen wäre. In die Schilderungen des Geschehens sind z.T. umfangreiche Reflexionen eingeflochten, aber auch dichterische Arbeiten (Abhandlungen und Gedichte), die in den Jahren des Krieges entstanden sind.

Der erste Tagebucheintrag stammt vom 31. Juli 1914, der letzte vom 15. Januar 1920. Sie verarbeitet in ihrem Tagebuch auch zahlreiche Berichte über die Kämpfe und Schlachten an der Westfront, doch der eigentliche Wert der Aufzeichnungen liegt

⁴ Zur Biografie vgl. Martina Rebmann, Auf den Spuren der Karlsruher Komponistin und Dichterin Clara Faisst (1872-1948), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 154 (2006), 517-555.

dort, wo sie Alltagserlebnisse aus Karlsruhe schildert oder wo sie sich durch die Kriegereignisse persönlich betroffen zeigte; immerhin waren ihre Neffen an den Kriegereignissen beteiligt.

Clara Faisst hat gleich zu Beginn das Ungeheuerliche des Krieges wahrgenommen und ihn als „Weltkrieg“ bezeichnet. Für sie war es völlig unverständlich, wie es zum Kriegsausbruch kommen konnte, denn ein Krieg passte nicht in ihr Weltbild, das geprägt war von den Werten des Christentums und der abendländischen Kultur: *Je höher ein Volk in der Kultur steht, je mehr wahrt es den Frieden, je ferner ist es von Kriegsgedanken.*⁵ Das beansprucht sie selbstverständlich für Deutschland. Deutschland habe den Krieg nicht gewollt, er sei ihm auf gezwungen worden. Mit Entsetzen nimmt sie wahr, wie sich die Welt gegen Deutschland richtet. In diesem Kontext fehlen auch nationalistische Untertöne nicht, die sich vor allem gegen Russland richten. Wie viele andere begreift sie den Krieg als „Züchtigung“. Die Disziplin und die Zuversicht der ausrückenden Soldaten wird sehr gelobt, ihr Heldenmut dem Opfermut der Frauen, der Mütter und Bräute gegenübergestellt. Doch Clara Faisst verherrlicht nicht, sondern mahnt zur Zurückhaltung. Schon im Herbst notiert sie auch ganz andere Eindrücke, wenn sie beschreibt, wie die Soldaten nun still ausrücken oder mit Liedern auf den Lippen, die an einen nahen Tod gemahnen.

Als Ende August ein Zug verwundeter deutscher Soldaten durch die Kriegsstraße kam und von Todesfällen aus dem Bekanntenkreis berichtet wurde, schreibt sie: *Das ist der Krieg, der nicht in Einklang gebracht werden kann mit Kultur, Religion, Geistesfortschritt, Humanität!*⁶

Ich will mich im Folgenden nur auf zwei Schlaglichter des Tagebuchs beschränken, die zum einen auf die Schilderung der Kirche und des christlichen Glaubens im Umgang mit den Kriegereignissen eingehen, zum anderen die Rolle der Frauen in diesem Krieg in den Blick nehmen.

Auch in der Kirche ist eine Aufbruchstimmung zu verspüren. Zum 1. August 1914 notiert sie: *Es war heute ergreifend und erhebend in der überfüllten Kirche das Trutzlied Luthers zu singen: ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘. Heute verstand ich den Sinn dieses Liedes erst ganz und voll.*⁷ Mitte Oktober erlebt sie eine improvisierte Andacht in einem Lazarett mit und ist tief ergriffen, so dass sie feststellt: *Wo ein solch tief religiöser Geist in einem Volk lebt – und im deutschen Volk lebt er seit dem Krieg wie seit lange[m] nicht – da steht es gut um ein Volk.*⁸

Doch auch im Raum der Kirche werden die Gefahren und Bedrängnisse des Krieges deutlich wahrgenommen. Nur ein Beispiel: Die größte Trauerfeier der Stadt, an der sämtliche Geistliche beider Konfessionen teilnahmen, viele Trauernde aber keinen Zugang gefunden hatten (was deutlich kritisiert wird), galt den vielen getöteten Kindern des Fliegerangriffs auf den Zirkus Hagenbeck am 22. Juni 1916. Am Tage des Fliegerangriffs fand in der evangelischen Stadtkirche ein Missionsgottesdienst statt, an dem auch das Großherzogspaar und die greise Großherzogin Luise teilnahmen. Als die Bomben fielen, brach eine Panik aus, doch die Schutzleute ließen niemanden aus der Kirche heraus. In die Unruhe hinein sang der Pfarrer von der Kanzel den Lutherchoral „Ein feste Burg“. *Nach und nach stimmte die Gemeinde ein, erst leise, dann immer voller, die großherzogliche Familie stand auf und sang stehend mit, und als das Lied gesungen war, kehrte Ruhe zurück. Während über der Stadt die Bomben*

⁵ Tagebuch, Bl. 2.

⁶ Ebd., Bl. 11.

⁷ Ebd., Bl. 1.

⁸ Ebd., Bl. 19.

immer 18 Jahre

Als ich 3/4 11 Uhr heimkam, stand Walter da, er muss morgen früh 7 Uhr in der Dragonerkaserne sein. Er trug schon die Reiterstiefel mit Sporen.-

6. August 1914.

In einer Zeitung hatte der Leitartikel heute die Ueberschrift: wir werden siegen! Das missfiel mir sehr. So ein frühzeitiges Wort sollte jetzt nicht gesprochen werden. Wer kennt die Zukunft? Die franz. und schweizer. Blätter stellen uns als die Veranlasser des Krieges hin! Unglaublich.
Herr L. sprach mit dem Bruder seiner Köchin, der ausrücken muss und fragte ihn: "Sie haben ja eine Braut?" "Aus, Braut" sagte der, "Jetzt gibts keine Braut, jetzt gibts nur ein Vaterland!"
Ein Dienstmädchen aus Sinsheim schrieb unserer Anna eine Karte, in der sie so schön von der gegenwärtigen Zeit spricht und am Schluss schrieb sie: "wie froh bin ich, dass ich nicht verheiratet bin!" Das war mal ein vernünftiges Wort- gerade jetzt vor dem Krieg. Diese Massenträuungen halte ich nicht für gut- noch weniger das rasche Verloben vor dem Krieg! Für solche, die schon länger verlobt waren, ist es natürlich, sich trauen zu lassen, dass- im Fall des Nichtwiederkommens des Mannes, die Frau wenigstens eine Sicherheit hat- sonst aber glaube ich- dass manche übereilte Verlobung jetzt zustande kommt.!

7. August 1914

In der Zeitung stand, dass ein Bauer aus dem Schwarzwald 8 Söhne mitziehen lässt!
Eine arme Frau brachte für's rote Kreuz zwei Hemden und eine Tafel Schokolade und frag, wohin sie denn die Pfennige bringen dürfte, sie sie summe!
Das sind edle Tuten, grösser als wenn der reiche Herr 1/2 seinen Geldsack öffnet und 50 Mark stiftet !!!
Ja- du sieht man, dass die Armen im Verhältnis zu den Reichen viel mehr geben!
Unser einquartierter Soldat erzählt eben, dass sich ein Engländer unter Vorweis der Einziehungspapiere eines Deutschen hat in's Heer schmuggeln/wollen! Er wäre bei der Einziehung neben ihm gestanden. Der Engländer wurde verhaftet- aber welcher elende Deutsche gab dazu seine Papiere her? ---
Abends - wie sich alles so glatt, so vortrefflich abwickelt- Du ziehst eine Batterie- dort eine Fusstruppe, dort ein Train, so tadellos ausgerüstet, so nagelneu alle Bezüge, alles Riemzeug, alle Beschläge- musterhaft, dass es einem freuen kann. Wie werden sie wiederkommen? -
Tennisplätze sind Aushebestellen für Pferde. Wo sonst die Hülle fliegen, steht Pferd neben Pferd, der Boden ist bedeckt mit Lederriemen. - Schulen wurden zu Kasernen, die Baugewerkschule zum Lazarett, das Palais Prinz Karl soll zum Offizierlazarett umgewandelt werden. Und alle Hände wollen helfen im Dienst des roten Kreuzes. Es sind sogar zu viele Hände da, ein ungeheurer Organismus hat sich fabelhaft rasch entwickelt und die kleinen pfadfinder und Gymnastien sind fortwährend die Boten der Aid.

Abb. 45: Seite aus dem Tagebuch der Clara Faisst (Landeskirchliches Archiv)

abgeworfen wurden und die Abwehrkanonen dröhnten, erklang hier das Lutherlied und noch drei Verse von „Befiehl du deine Wege“. Und darauf hielt der Geistliche seine Missionsrede als sei nichts geschehen. Die alte Grossherzogin soll in der Sakristei zu dem Pfarrer gesagt haben: „das war mir eine rechte Glaubensstärkung“.⁹

Über die Lage der Frauen schreibt Clara Faisst am 3. August 1914: Man sieht so viele ernste Frauengesichter, wenn man durch die Strassen geht. Die Frauen sind

⁹ Ebd., Bl. 64.

*schwer dran, sie müssen zurückbleiben und bangen Nachrichten entgegenharren.*¹⁰ Von den Frauen wurde selbstverständlich erwartet, sich karitativ zu betätigen. Diese Aufgaben wurden im Allgemeinen vom Badischen Frauenverein, aber auch über Pfarrämter koordiniert. Doch dieses wohlthätige Engagement konnte auch kritisch wahrgenommen werden, wie ein Tagebucheintrag von Clara Faisst am 11. August 1914 bezeugt: *Es gibt „Wohlthätigkeitsdamen“ – es gibt Wohlthätigkeitsstreberinnen, das habe ich nun wieder erfahren. Ich kenne solche, die melden sich sofort bei allem, was zur genannten Wohlthätigkeit zählt – überall sind sie vornedran, man sieht sie, man liest sie, man dankt ihnen, man wendet sich an sie! Sie spielen plötzlich eine Rolle: sie sind wohlthätig! Nun der Krieg ausbrach und aufgerufen wurde, da meldeten sich viele bei den Komitee's, zu viele – denn man nahm von den Vielen, die sich meldeten, gar keine Notiz. Da dachte ich: ach wie unendlich viel Edelmut, Aufopferungsfähigkeit, Selbstlosigkeit, Liebe, Barmherzigkeit steckt doch in den [...] Frauen unserer Residenz! Aber da sah ich, wie sie's ‚betrieben‘. Viele trieb der Ehrgeiz, mit an erster Stelle dabei zu sein! – Es ist so schön, wenn man so ungeheuer geschäftig in die ‚Wohlthätigkeit rennt‘, seinen Bekannten auf der Strasse nur rasch zurufend: ja, ich habe keine Zeit, jetzt nähe ich für's rote Kreuz den ganzen Morgen, heute Mittag wickle ich Binden und heute Abend nehme ich den Samariterkurs mit. Man ist bei allem dabei und fühlt sich ungemein edel dabei – es steht ja überall zu lesen.*

*Junge Damen der sog. „Gesellschaftsklasse“ (nämlich solche, die im Winter viele Gesellschaften mitmachen) gehen barhäuptig in weißen Kleidern – die rote Kreuzbinde um den Arm – durch die Kaiserstrasse. Das sieht auch sehr gut aus, denn es ist in der jetzigen Zeit fast eine Auszeichnung „dazu“ zu gehören. Nicht ihrer inneren Qualitäten wegen gehören sie dazu, auch nicht ihrer Kenntnisse und ihrer Geschicklichkeit wegen, lediglich der Stellung der Eltern wegen, oder weil sie bekannt sind von all den Bazaren des Winters her, die unter dem Zeichen des allseitigen Amüsements irgend einer „Wohlthätigkeit“ dienen! O gütige Fürstin! Sähest du den Wohlthätigkeitsdamen, die du so lobst, allein in's Herz! Dein Lob und Dank bliebe dir oft in der Kehle stecken!*¹¹ Die durch den Krieg bedingten Formen der Wohlthätigkeit als Gesellschaftsereignis? Die harsche Kritik Clara Faissts ist vielleicht auch dadurch bedingt, dass sie selbst die Rote Kreuz-Binde zurückgeben musste, weil sie den Belastungen im Dienst an den Verwundeten (sie hatte seit ihrer Kindheit eine schwache Gesundheit) nicht gewachsen war und auch beim Stricken kann sie nicht mithelfen, werden ihr davon doch die Finger wund: *Ich muss andere Dienstleitung suchen – so von Herzen gern ich gerade da geholfen hätte.*¹²

Clara Faisst unterscheidet klar zwischen einer demonstrativen Wohlthätigkeit in der Öffentlichkeit und der verborgenen in den Häusern vieler Armen. *Wie viele Damen wollen Offiziere pflegen – nicht die „Gemeinen“, nein – Offiziere! Sie melden sich sogar offen und ehrlich gerade dazu. Wer bei solchen Werken der Menschenliebe keine Nebengedanken hat, der fragt nicht nach der Art der Arbeit, der putzt auch Böden wenn's sein muss.*¹³ Bei den Damen der Gesellschaft nimmt sie ein Suchen nach Romantik wahr, sie vermisst die selbstlose Arbeit: *Da gehen sie in den Samariterkurs in weissen Stöckelschuhen und eleganten, hellen Kleidern, engen Röcken und allzuweiten Blusen! O – eure Wohlthätigkeit mag ich nicht. Sie schmeckt nach Eitelkeit – es gibt auch eine eitle Selbstlosigkeit!* Und dazu der Gegensatz: *Die arme Frau, die*

¹⁰ Ebd., Bl. 1.

¹¹ Ebd., Bl. 6.

¹² Ebd., Bl. 7.

¹³ Ebd., Bl. 7.

*Soldatenstrümpfe strickt, tut im Vergleich mit euch viel mehr – und niemand weiss, dass sie es tut. Die Wohltaten, die in der Verborgenheit getan werden, wiegen schwerer! Und wer seine Pflicht zu Hause an den Eigenen versäumt, der hat die allererste Pflicht versäumt.*¹⁴

Es würde sicherlich lohnen, über dieses lange Zitat intensiver nachzudenken. Welches Frauenbild steht dahinter – wissend, dass Clara Faisst im Grunde zu den Frauen zählte, die man als emanzipiert und unabhängig bezeichnen kann. Wie wird Wohltätigkeit wahrgenommen? Wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen? Vielleicht kann man hier auch einen Hinweis darauf finden, warum zwei Jahre später die kirchlich bestimmte Frauenarbeit sich vom Badischen Frauenverein abtrennte und eigene Wege ging?

Berichte über Frauen, die über das stoische Ertragen der Unglücksbotschaften hinausgehen, sind jedoch selten. So notiert sie am 24. August 1914: *Es ist rührend wie überall gestrickt wird für die Soldaten im Feld. Die 84-jährige Frau Clady strickt, die alte Frau T. – die Künstlerinnen stricken [...] die Arbeiterfrauen stricken, die Geheimrätinnen stricken, die jungen Mädchen stricken, mit ernstem Eifer halten sie ihre meist grauen Strumpfstrickzeuge. Tausende und Abertausende von Paaren werden gestrickt. Ob wohl in Frankreich dasselbe Bild ist?*¹⁵ Die oben geschilderten Klassegegensätze scheinen überwunden, doch ist die Tätigkeit der Frauen auch ein Anzeichen dafür, dass man sich längst auf einen langen Krieg eingestellt hatte. Das gleiche Bild am 12. Oktober: *Jede freie Stunde tue ich, was ich durch den Krieg gelernt habe und was alle deutschen Frauen von der Urgrossmutter bis herab zur 7-jährigen Enkelin tun: stricken für Soldaten. Für Millionen von Soldaten rühren sich die Hände der Frauen. Ich sah selbst Schulknaben lernen, um in freien Minuten auch da zu helfen. Was wurde allein von Karlsruhe am letzten Samstag an Liebesgaben für die badischen Truppen im Feld abgeschickt.*¹⁶ Überall Dienst und Opferbereitschaft. Am 1. Dezember 1914 ist sie in Mannheim bei ihrer Schwester zu Besuch. *Gestern Abend freute ich mich so im Konfirmandensaal [der Lutherkirche] die vielen strickenden und Nähenden Frauen zu sehen, alte, junge und Kinder. Ich begleitete sie am Flügel zu einem gemeinsamen Lied (trotz Nähmaschinenrasseln) und sass dann mit Mutter und Schwester dabei und strickte meinen Schal weiter. Der Pfarrer las vor. Später sagte ein etwa 6-jähriges Kind mit gefalteten Händen ein Gebet für die im Feld Stehenden.*¹⁷

Ich breche hier ab. Von dem Geschilderten grundsätzlich unterschiedene Aussagen zu den Frauen gibt es nicht. Es bleibt dabei: Die Frau leistet im Dienst für die Gemeinschaft in Lazaretten und durch Liebesgaben ihren Anteil an der Bewältigung der Not des Krieges.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., Bl. 11.

¹⁶ Ebd., Bl. 18f.

¹⁷ Ebd., Bl. 23f.

Gertrud Hammanns Tagebuch aus Gurs 1940

Gertrud Hammann auf einem Studientag der Frauenarbeit vorzustellen ist im Grunde überflüssig. Erst vor wenigen Jahren hat die Frauenarbeit selbst zum 100. Geburtstag Gertrud Hammanns ein schönes Erinnerungsbuch herausgebracht.¹⁸ Es genügt hier, die wichtigsten Lebensdaten kurz in Erinnerung zu rufen: Geboren wurde sie am 28. Februar 1910 als uneheliches Kind der Modistin Philippine Hammann und des jüdischen Handwerkers und Unternehmers Hugo Friedmann. Sie wuchs in Heidelberg in einer Pflegefamilie auf, ehe sie nach der Konfirmation für kurze Zeit bei ihrer Mutter



Abb. 46:
Gertrud Hammann (Landeskirchliches Archiv)

in Bremen lebte, um dann drei Jahre in einem Pfarrhaushalt in Bremen zu arbeiten und eine Haushaltsschule zu besuchen. Über ihre Ausbildung zur „Kinderschwester“ in Mannheim 1929-1931 kursieren zum Teil falsche Angaben: sie lernte nicht im Mannheimer Diakonissenmutterhaus, sondern in der von Pfarrer Wilhelm Sauerbrunn 1908 auf dem Lindenhof gegründeten „Mutterhauses für evangelische Kinderschwester und Gemeindepflege“. Von 1932 bis 1937 hatte sie die Leitung des Kindergartens in Neumühl bei Kehl inne, ehe sie nach einer Denunziation wegen ihrer „jüdischen“ Abstammung entlassen werden musste. Ein Treffen des Frauenvereins mit Gertrud Hammann in Heidelberg – ein seltener Akt von Nonkonformität im NS-Staat – sorgte für eine gehässige Berichterstattung im „Stürmer“. 1938 ging Gertrud Hammann daher nach Montpellier, wo sie als Haushaltshilfe arbeitete und am Konservatorium studierte. Nach der Besetzung Frankreichs durch die Wehrmacht wurde mit anderen Deut-

schen auch Gertrud Hammann im Mai 1940 in ein Internierungslager verbracht, zunächst nach Ceilhes bei Lodève, dann im Juni 1940 nach Gurs am Fuße der Pyrenäen, wo sich bereits zahlreiche spanische Flüchtlinge befanden. Erst Ende November 1940 konnte Hammann das Lager wieder verlassen und nach Montpellier bzw. Sète¹⁹ zurückkehren. In Frankreich absolvierte sie u.a. ein Französisch-Studium an der

¹⁸ „Das wichtigste sind doch die Menschen...“ Gertrud Hammann (1910-1990). Erinnerungs- und Lesebuch, hrsg. von der Evangelischen Frauenarbeit Karlsruhe, Karlsruhe 2010. Vgl. auch das Lebensbild von G. Hammann in: Barbara Guttman, „Zwischen Trümmern und Träumen“ – Karlsruherinnen in Politik und Gesellschaft der Nachkriegszeit. Porträts, Karlsruhe 1997, 44-56. Vgl. jetzt auch Jörg Thierfelder Gertrud Hammann (1910-1990), in: Lebensbilder aus der evangelischen Kirche in Baden im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. IV, hrsg. von Gerhard Schwinge, Heidelberg u.a. 2015, 366-385.

¹⁹ Über ihre Zeit in Sète 1941 existiert ein eigenes Tagebuch, das sich ebenfalls im Landeskirchlichen Archiv befindet.

Universität, das nach ihrer Rückkehr nach Deutschland 1947 nicht anerkannt wurde. Daher absolvierte sie 1947/48 ein Studium als Fürsorgerin an der Evangelisch-sozialen Frauenschule in Freiburg. Nach ihrem Einsatz in der Flüchtlingshilfe beim Hilfswerk trat sie 1949 als Landesfürsorgerin in den Dienst des Evangelischen Oberkirchenrats. Von 1955 bis zu ihrem Ruhestand 1971 war sie Geschäftsführerin der Frauenarbeit in der Evangelischen Landeskirche in Baden. Sie starb am 12. Juni 1990.

Über ihre Erlebnisse im Lager Gurs hat Gertrud Hammann in Lebensläufen und anderen Mitteilungen berichtet, jeweils aber nur sehr kurz. Ihr Tagebuch, das im Mai 1940 beginnt und mit dem letzten Eintrag am 20. Oktober, also mehr als einen Monat vor ihrer Entlassung aus dem Lager, endet, wurde bisher erstaunlicherweise nicht ausgewertet.²⁰ Ob dies der Tatsache zuzuschreiben ist, dass die Ankunft der deutschen Juden aus Baden und der Pfalz die Situation in Gurs grundlegend veränderte, kann nur spekuliert werden. Das Tagebuch ist zwar kontinuierlich geführt worden, jedoch nicht tagesaktuell. D.h., Gertrud Hammann fasste offensichtlich immer die Ereignisse mehrerer Tage in ihrem Bericht zusammen. Das wird auch durch die stark wechselnde Färbung der Tinte belegt. Das Tagebuch umfasst 72 (ursprünglich) unpaginierte und ohne Absätze eng beschriebene Seiten, Ausdruck der Sorge, dass das Papier ausgehen mochte (auch dies könnte das Abbrechen der Tagebuchnotizen mit bewirkt haben). Datumsangaben sind sehr selten (erstmal am 27.7 [S. 36] als Abschluss der bisherigen Eintragungen gemacht; das nächste Datum ist dann der 7.8., eine weitere Datumsangabe Ende September und zwei im Oktober), doch lassen sich die Ereignisse grundsätzlich problemlos in eine Chronologie einordnen. Die Niederschrift wirkt sehr authentisch, vor allem auch durch die zahlreichen kleineren Schreibfehler und Wiederholungen.

Als Gerüchte über eine bevorstehende Internierung in einem „Camp“ eintreffen, empfindet Gertrud Hammann dies zunächst als willkommenes Abenteuer (S. 12f.), als Fortsetzung ihrer Jugendfreizeiten beim BCJ. Hier in Ceilhes wie auch später in Gurs schwankt die Darstellung zwischen der begeisterten Beschreibung der Naturschönheiten und den Beschwerden des Lagerlebens, zwischen einer gewissen Romantisierung des Lagerlebens und tiefster Depression über die Unerträglichkeit der Zustände. Sie ist aber auch immer gern zum Dienst bereit. So unterstützt sie in Ceilhes einen spanischen Arzt bei seinen Visiten, da dieser kein Französisch spricht (S. 11). Hier im Lager können sich die Frauen relativ frei bewegen und auch die Umgebung erkunden.

Nach einigen Wochen werden sie in das Camp du Gurs im Pyrenäenvorland verlegt. Die Reise in den Zügen ist sehr beschwerlich und dauert sehr lange (S. 16); es fehlt an Essen und Trinken. Sie werden von Soldaten bewacht, doch gibt es unter ihnen auch freundliche und hilfsbereite Begleiter. Bei der Ankunft in Gurs hinterlässt das Lager zunächst einen sehr positiven Eindruck: die herrliche Landschaft, saubere Baracken und sogar elektrischen Strom gibt es (S. 17). Doch sollte sich dieser Eindruck rasch relativieren bzw. zeitweise sogar in das Gegenteil umschlagen. Bei Regen, der im Herbst häufig ist, versinkt man auf den Wegen im Schlamm und Dreck; die Baracken sind überfüllt, es kommt zu Krankheiten (S. 36): Durchfall und Fieber; dann bricht gar eine Ruhr-Epidemie aus (S. 47). Gertrud Hammann hält Nachtwachen

²⁰ Das Tagebuch wurde von Frau Doris Eck durch die Leiterin der Frauenarbeit, Frau Anke Ruth-Klumbies, am 28. August 1914 mit anderen Dokumenten dem Landeskirchlichen Archiv übergeben. Dort ist der Teilnachlass (ein anderer Teil befindet sich im Stadtarchiv Karlsruhe) als Bestand unter der Signatur 150.102 aufgenommen. Weitere wichtige Unterlagen zum Leben Gertrud Hammanns befinden sich in der Personalakte, die ebenfalls im Landeskirchlichen Archiv verwahrt wird (LKA 002.3688)

in der Infirmerie, dem Lagerlazarett. Trotz ihrer Arbeit im Hospital musste sie andererseits feststellen, dass Krankenbesuche im Hospital von der Lagerleitung nicht gern gesehen wurden (S. 43f.). Es ist immer wieder erschreckend, wie gute und katastrophale Notizen sich rasch abwechseln: Mitte August tritt eine Entspannung im Camp ein durch viele Entlassungen (S. 48); im Ilot hausen nur noch 240 statt über 1000 Personen. Es gibt einen Tisch und gute Bettstellen. Gertrud Hammann bemüht sich, es sich schön zu machen in ihrer Ecke. Gemütlichkeit entsteht durch Sauberkeit. Aber das Essen ist schlecht und viel zu knapp. Jeder muss zukaufen, obgleich es kaum etwas zu kaufen gibt. Bei äußerlich gesundem Aussehen (Sonnenbräune) liegen doch die Nerven blank; es gibt viel Zank um nichts (S. 49). Dann kommt Ende August, Anfang September auch noch eine unerträgliche Flohplage hinzu (S. 56).

Das Leben im Lager war auch dadurch belastet, dass es nicht viele Möglichkeiten gab, sich zu betätigen, hier einen Besuch bei einer einsamen Frau im Hospital (S. 29), dort ein wenig Beschäftigung mit Kindern (S. 30), die aber abbrach, sobald die Kinder das Lager verließen. Erst für die Zeit, für die die Tagebuchaufzeichnungen schweigen, ist aus anderen Quellen eine intensivere Arbeit mit Kindern belegt.²¹ Am wichtigsten erschien ihr noch die Krankenpflege, so dass sie erwog, nach ihrer Rückkehr nach Montpellier eine Ausbildung als Krankenpflegerin zu absolvieren: *vielleicht hilft mir das nun doch im Leben mehr voran und zum Dienste an der Menschheit* (S. 40). Besonders schwer fiel ihr „geistige“ Arbeit. Um zu lesen oder zu lernen fehlte ihr die innere Ruhe.

Der Gegensatz zwischen der herrlichen Landschaft und der Trostlosigkeit des Lagers ist gewaltig (S. 53). In Phasen der Dankbarkeit kann Gertrud Hammann das Leben im Camp auch als schön empfinden (S. 58) – *Wie kann man mit Wenigem glücklich sein*, schreibt sie, als sie zu einer Scheibe Brot auch ein Stück Schokolade verzehren kann (S. 21) –, es fehlt leider nur an Freunden; oft klagt sie über große Einsamkeit (S. 55), dann wieder lobt sie die Lagergemeinschaft (S. 34) und fühlt sich an „Jugendleben als Gemeinschaft“ erinnert. *Ich weiß nicht groß Unterschied zu machen zwischen einer Gemeinschaft in einem schönen Park und uns im Internierungslager im Geplauder vor der Hütte* (S. 59).

Das wichtigste Thema der Tagebuchaufzeichnungen ist jedoch ihr lange Zeit erfolgloses Bemühen um ihre Freilassung. Anfangs gab es noch eine größere Freizügigkeit (S. 22f.); doch war zu bedenken: wer das Lager verließ, durfte nicht wieder herein. Im Hintergrund stand die Sorge, dass man ja im Lager einigermaßen versorgt sei, doch was draußen werden würde, war sehr unsicher. Aber die Bestimmungen änderten sich ständig. Gertrud Hammann sprach oft von ihrem Freiheitstraum (S. 22): *So dachte ich also, nun kannst du auch hinaus ins Dorf [...] – aber es war verboten – eine neue Ordre, deren es ganz furchtbar viele gibt hier. Also mein Freiheitstraum, wohin ist er* entschwinden, schrieb sie im Juni 1940. Obwohl sie mehrfach einen „Liberationsschein“ vorweisen konnte, wurde ihr die Freilassung verweigert (S. 32–36). *Es ist zum Verzweifeln, weil man nicht weiß, warum man uns zurückhält* (S. 36). Dann wieder versucht sie sich zu trösten: *Ich überlege oft, weshalb wünsche ich denn so brennend frei zu sein, es ist ja im Grunde garnicht so schlimm hier – ich kann mir doch gar keine definitive Antwort geben. [...] aber hinaus möchte ich doch. [...] Es ist alles so bedrückend* (S. 37f.). Eine große innere Unruhe befällt sie, es fällt schwer sich zu konzentrieren: *wie wäre ich glücklich, wenn mein Inneres reich würde* (S. 40). Zugleich ist sie unzufrieden, dass sie so wenig Gottesvertrauen aufbringt. Immer wieder kursieren Gerüchte über Befreiungen, die entnerven, weil sie doch nicht ein-

²¹ Vgl. dazu Thierfelder, Hammann (wie Anm. 18), 374f.

treten (S. 41). Der Stacheldraht um das Lager *ist bedrückend – man ist liberisiert und dennoch hält man uns so streng, es kommt von der undisziplinierten Haltung so vieler Frauen hier. Das ist beschämend* (S. 25). Mehrfach klagt sie über das Verhalten der Frauen (S. 42ff.). Entrüstet berichtet sie über Formen der Protektion bei den Freilassungen; es herrscht eine Situation des Misstrauens und der Konkurrenz unter Internierten (jeder will frei sein): *Die Nerven sind sehr angespannt* (S. 45), weil man von der Laune des Kommissars abhängig ist. Als ihr Gesuch erneut abgelehnt wird (S. 45f.), fragt sie frustriert, *warum man uns nun gerade nicht freilässt*. Sie soll nachweisen, dass sie keine *femme souspecte* sei (S. 47) und sieht sich mancherlei Schikanen ausgesetzt. *Wir haben keine Lüge genommen früher herauszukommen oder gar geschmiert, es gab genug solche Fälle, wir wollten folgerichtig heraus und haben uns geduldet, jetzt aber will man uns nicht mehr freilassen. Das verbitterte alle, was hat man denn Böses getan?* Immer wieder wird sie getröstet; das erzeugt Verbitterung und Traurigkeit (S. 48), große Mutlosigkeit und Anspannung (S. 51f.). Sie hat Angst, auch noch im Winter im Lager bleiben zu müssen und hat Sehnsucht nach einem Neuanfang in Montpellier (S. 52). Sie drückt ein Gefühl der Heimatlosigkeit (S. 53). *Es bleibt aber nichts als warten, warten*. Sie beschäftigt die Frage, *ob unser Ausweg Amerika sein wird?* (S. 57). Auch taucht die Sorge auf, dass man in Kolonien verschickt werden und nicht mehr zurückkommen könne (S. 27).

Erschwert wird die Lage dadurch, dass sie sich schlecht behandelt fühlt (S. 44), sie klagt über sehr unfreundliche Aufseher: *Was haben wir Frauen getan, daß man uns wie Gefangene betrachtet?* Sie berichtet auch von Hassgefühlen gegen Deutsche (S. 38f.). *Man wird bitter, wenn man spüren muß, wie wenig Verständnis man uns entgegenbringt*. Und später: *Dieses Hoffen und Harren macht die Menschen ganz kaputt, dann auch die dauernden Gerüchte* (S. 49), z.B. von Arbeitslagern. Die Lage verschärft sich durch den Besuch von deutschen Sicherheitskräften im Lager (wohl September), denn nun zählt der französische Schutz nicht mehr viel; sie fühlt sich als „Nichtarierin“ diskriminiert (S. 52). Ihre Existenz erscheint nun unmittelbar gefährdet.

Fazit

Welchen Stellenwert haben die beiden vorgestellten Quellen für die Arbeit und die Frage nach der Bedeutung von Frauen in der Kirche? Eine nüchterne Betrachtung muss anerkennen: einen sehr geringen. Clara Faisst lässt uns miterleben, wie Frauen in der Zeit des Ersten Weltkrieges dachten, handelten und vor allem funktionalisiert wurden. Die emanzipierte Künstlerin mutiert zu einem Objekt der Dienstbereitschaft und Selbstaufgabe, wie es in konservativen Kreisen durchaus erstrebt wurde. Als Erkenntnisgewinn steht vielleicht die Beobachtung der Differenz zwischen den gesellschaftlich Ton angehenden Damen und den christlich-ethisch-humanen Werten, die sich mit jeder Wohltätigkeit verbinden sollten. Der Erkenntnisgewinn aus dem Tagebuch von Gertrud Hammann beschränkt sich auf eine differenziertere Darstellung ihrer Erlebnisse in Gurs, die nicht frei sind von irritierenden Formulierungen etwa hinsichtlich ihrer Einstellung zu Juden (S. 50f. u.a.). Die Persönlichkeit gewinnt Profil, für die Stellung der Frau in der Kirche und für Impulse für die Frauenarbeit in der Kirche bleibt das Tagebuch blass. Aber mit dieser Feststellung werden wir den

Quellen und ihren Verfasserinnen nicht gerecht, denn unsere Frage stand für die Verfasserinnen der beiden Quellen vollständig außerhalb ihres Blickfeldes. Hier ging es um Selbstbehauptung im Rahmen eines Umsturzes aller alten Werte, dort um das schiere Überleben in einer unfreundlichen Umgebung und in existenziellen Nöten.